Haus und Welt

Aus der Kindheit her …

Aus der Kindheit her
Weht ein Klang mir nach,
Der mir einst die Seligkeit versprach.
Ohne ihn wärs Leben viel zu schwer!
Tönt sein Zauber nicht,
Steh ich ohne Licht,
Sehe Angst und Dunkel rings umher.

Aber immer wieder durch das Leid,
Das ich mir erwarb,
Klingt der süße Ton voll Seligkeit,
Den kein Weh und keine Schuld verdarb.

Liebe Stimme du,
Licht in meinem Haus,
Lösche niemals wieder aus,
Tu die Gottesaugen niemals zu —
Sonst verliert die Welt
Allen holden Schein,
Stern um Sternlein fällt
Und ich steh' allein.

Auf unsichtbaren Wellen

Die Musikhochschule gab ein Fest. Zwei Schiffe waren gemietet, deren eines bei Beginn der Dunkelheit mit den Festgästen auslief, um sechs Stunden lang den Fluß auf und nieder zu fahren, während das andere, mit bunten Papierlaternen geschmückt, als Begleitschiff nebenher glitt. Im Scheine der elektrischen Lichter, der Pech- und Wachsfackeln erschimmerte sein schlanker, weißer Rumpf, als sei er von innen heraus bis zur Weißglut erhitzt, wie leuchtende Perlenschnüre und bunte Edelsteine säumten die farbigen Lampions das Deck und seine Aufbauten und stießen sattglühende Lichtkegel in die schwarze Flut, die wieder der Schiffskiel zerschnitt, sie hier zum flammenden Berge und sprühenden Lichtschaum aufwirbelnd, dort sie in die Tiefe jagend, aus der sie das glasklare Wasser geheimnisvoll durchschimmerten.

Von diesem Leuchtschiffe ertönte Musik, schmeichelnde Serenaden, wild aufpeitschende Tänze und Rhapsodien, vom milden Sommerwind über das duftende Wasser getragen, erzeugten eine von Elegie und Leidenschaft seltsam durchzitterte Stimmung unter uns Hörern, der sich manche still lauschend hingaben, andere in ausgelassener Fröhlichkeit Ausdruck verliehen, und die wiederum viele so bis ins Innerste erfüllte, daß sie, fast wider Willen, ganz in ihren Rhythmus gezogen, zu tanzen begannen. Zu diesen gehörte ich.

Da begegnete es mir, daß ich eine Frau als Tänzerin fand, die ich zum ersten Male in diesem Kreise sah. Schön gewachsen, blond, von der Gestalt einer Gudrun, war sie die vollendetste Repräsentantin des in seiner Reinheit selten gewordenen nordischen Typus. Und nach nordischer Art gab sie sich zwar mit einer tiefinnneren Leidenschaftlichkeit dem Zwange der Musik hin, blieb aber verschlossen und scheinbar kühl, während sich unter den Teilnehmern dieses Lichterfestes mehr und mehr die Vertraulichkeit der späten, frohen Stunde entwickelte. Ja, obschon sie an meiner Seite blieb und über viele Dinge mit mir sprach, auch sich keineswegs der Schönheit dieser Lichternacht entzog, wußte sie es doch einzurichten, daß wir mehr und mehr uns aus dem Scheine der Fackeln entfernen, bis wir endlich in einem stillen Winkel des Vorderschiffes saßen, wo man nur hin und wieder die Tropfen der Fackelglut in den Wassern verbluten sah, während wir selbst in tiefes Dunkel gehüllt waren.

Wer je mit einer Frau eine Sommernacht unter offenem Himmel zusammenweilte, der weiß, wie sich nichts unvergeßlicher einprägt, als der Klang ihrer Stimme. Alles, was man nicht weiß und sieht, was man nur fühlend erahnt, drängt in den Zauber dieser einsam klingenden Stimme zusammen, die alle ein Zeugnis ihres Daseins, ihres Lebens gibt. Wie Glockenton, wie der volle, schallende Klang der Abendglocke meiner Heimatstadt umschmeichelte mich der tiefe, klingende Alt ihrer Rede, jedes ihrer Worte wurde mir wie ein gesundes Lied, und ich muß gestehen, daß ich fast mehr diesem köstlichen Tonfall lauschte, als dem Sinne dessen, was sie sprach. Für mich mischte sich dieser Klang unvergeßlich mit dem aufsprühenden und verglühenden Licht mit dem Gemurmel und Rauschen des Stromes und den perlenden Kadenzen der Musik.

Wie das Schiff wendete, wie es heimwärts fuhr, wie es anlegte, von allen merkten wir nichts. Erst der Abstrom der Menschen riß uns aus dem Traume dieser Sommernacht. Ehe wir uns trennten, bat ich sie, mir ihren Namen zu sagen, damit wir uns wiedersähen.

„Ich bin abergläubisch, wenn Sie es so nennen wollen", sagte sie. „Ich liebe nicht den Zufall der Begegnung. Unsichtbare Wellen tragen uns unsere Geschicke zu. Stellen wir ihnen anheim, lieber Freund, ob uns ein Wiedersehen bestimmt ist. Fragen Sie mir nicht nach und denken Sie der vergangenen Stunden, wie ich sie im Herzen tragen werde. — Leben Sie wohl!" — Und sie war in dem Schwalle der Menschen über die Landungsbrücke verschwunden, ehe ich ihr hätte sagen können, wie wenig ich damit einverstanden war.

Denn was blieb mir von ihr? Ich hatte sie gesehen im schwankenden Lichte der Laternen, gewiß. Ich wußte, sie war schön. Aber mischte sich nicht schon jetzt ihr Bild mit dem anderer Frauen? Wie lange, und es würde mir versunken sein und sich nicht wieder hervorzaubern lassen! Nichts blieb, als die Erinnerung an ihre Stimme. Tief, voll und glockenklar lag mir ihr Klang im Ohr, und immer von neuem würde er emporsteigen, wenn ich dieser Nacht gedachte. Ach, aber was ist ein Klang, ein Schall? Verzittert, verschwebt. Kein Anker, für die Hoffnungen und Wünsche eines Herzens. Und so trug diese Nacht, die so schön war, tiefe Trauer für mich auf ihren Schwingen. —

— Ich besuchte in der Folge eine Menge gesellschaftlicher Veranstaltungen, — ganz wider meine Art. Ich musterte manchmal die Schüler der Musikhochschule und durchstreifte die Wandelgänge der Universität. Ich wurde auf den Rennplätzen heimisch, in den Warenhäusern, in Theatern und Konzerten. Aber ich fand die Unbekannte nicht und war betrübt über die harte Bedingung, die sie mir auferlegt hatte. Ich vergrub mich schließlich ganz zu Hause und begann allen Umgang zu hassen. Um nicht gänzlich von dem geistigen Leben ausgeschlossen zu sein, ließ ich mir Radio anlegen und genoß manchmal, doch mit sorgfältiger Auswahl, ein literarisches, ein musikalisches Werk, bis die bittere Erinnerung mich überkam und mich auch diese Klänge aus der feindlichen Welt ausschalten ließ. Einmal, — ich war bereits im Begriffe, zur Ruhe zu gehen, — trieb es mich wie unter einem Zwange zu der Rundfunkanlage hin. Fast wider Willen und entschlossen, nur auf eine halbe Minute zuzuhören, schaltete ich ein. Aber was war das? Eine Stimme erklang, die mir die Himmel aufriß, voll und rein, wie Glocken- und Orgelton. Ich versank in Erinnern an eine Sommernacht, Wellen plätscherten, Fackellicht zuckte auf, Düfte des Wassers strömten, und neben mir, dicht an meinem Ohr, klang immer, immer diese Stimme, die wie die Stimme meiner Kindheit war, die über mich sank, wie Meeresrauschen, wie die Liebe einer Mutter. — Was dann folgte, muß man davon sprechen? Ich schlug das Programmheft auf und las: „Fräulein Helga Lindström singt Lieder von Hugo Wolff." — Lindström, Lindström, — sang es in mir, und ich ließ lind und leise in mich strömen das Harfenspiel der Wellen um Orplid, das Land, das ferne leuchtet. — — Nie, nie sank Musik so tief in mein Herz. —

Es war ein Kleines, bei der Radiogesellschaft ihre Anschrift zu erfahren. Unsichtbare Wellen hatten uns von neuem zueinandergetragen. Sie selbst war voll Glück, als wir uns wiedersahen. Sie hatte, so gestand sie mir, für mich gesungen. — „Denn", so meinte sie später, „was wußtest du von mir, als einzig den Klang meiner Stimme? Ihm habe ich alles vertraut, — und, siehst du, er hat mich nicht betrogen!"

„Der Mann, der auf einem Bein stand"

Von Jan Willewoes.

Elias Smith aus Kleinkramsdorf, Dänemark, hatte während seines dreißigjährigen Aufenthalts in Amerika seinen schleichenden Feind, das Heimweh, endgültig beseitigt.

Sehnt ihn jetzt: Subdirektor der Schreibmaschinenfirma Pindley u. Co., smarter Gent, scharf geschnittenes Gesicht, frei von Sentimentalitäten, viel mehr Amerikaner als einer der waschechten.

Eigentlich hatte er sich den Subdirektorposten nicht erschuftet, sondern ihm war nur eines Tages die „gute Idee" gekommen. Seine phänemenale Fähigkeit auf einem Bein stehen zu können, mußte irgendwie lukrativ ausgenutzt werden. Selbst in Amerika konnte ihm in dieser Beziehung wohl niemand, außerhalb des exklusiven Kreises der Watvögel, den Rang streitig machen.

Well — er meldete sich beim Reklamechef der Firma Pindley u. Co. und machte ihm den Vorschlag, sich gegen ein entsprechendes Honorar zu verpflichten den Katalog der Firma Pindley u. Co., der das Volumen eines Adreßbuches hatte, unter Zuhilfenahme eines Sprachrohrs vorzulesen, und zwar — das ist das wichtigste dabei — mit nur einem Bein auf einem dünnen Balken stehend, der quer von Haus zu Haus über eine der verkehrsreichen Hauptstraßen gelegt werden sollte.

Die Firma sagte natürlich nicht nein. Riesenreklame. Elias' Werk glühte. Seine Popularität ging über alle Grenzen, sogar über die amerikanischen hinaus bis in die entlegendsten und lächerlichsten Krähwinkels und Kleinkleckersdorfs der Erde. Mit einem Schlage hatte Elias ein Weltpublikum bekommen, während er mit dem voluminösen Pindsley-Katalog über dem brausenden Menschenmeer auf einem Bein stand...

Außerdem erhielt er eine ansehnliche Summe Geldes und die Firma Pindsley brachte ihn einem ihrer drehbaren Subdirektorenstühle an. Da sitzt er noch heute. Nach dem Verlauf von dreißig Jahren entdeckt Elias nun plötzlich, daß er sich langweilt. Er wünscht Zerstreuung. Die Sehnsucht nach der Heimat taucht auf. War der Lyriker in ihm denn immer noch am Leben? Gewiß. „Sehnsucht" ist ein schwulstiges Wort. Sagen wir lieber Neugier. Da war nämlich eine Geschichte mit einer Dame in Kleinkramsdorf — damals vor dreißig Jahren. Tatsächlich war er mit ihr verheiratet gewesen. Eigentlich interessierte es ihn, was wohl aus dem lieben, süßen Pussel geworden sei... Besonders spannend erschien es ihm möglicherweise den Schleier der Mystik lüften zu können, der über ihrem Hochzeitsfeste lag — das infame Telegramm, das ihre Eheschließung plötzlich annullierte. Ja — die Erinnerung an all das wurde mit einemmal so lebendig.

Der Herr Pastor von Kleinkramsdorf hatte soeben den Eingang ihrer Ehe gesegnet. Man saß beim Hochzeitsmahl. Schwiegervater las die Telegramme vor. Da platzte die Bombe.

„Hier ist ein Telegramm von Tulle..." sagte er und hielt das Papier vor die kurzsichtigen Augen. Niemand ahnte Unrat. Elias umklammerte unterm Tisch die warme Hand seiner Braut. — Tulle, das muß wohl eine von ihren Freundinnen sein — dachte er.

Auf einmal starrt Schwiegervater ihn sprachlos an. Glotzt wie eine Oelsardine. Das Telegramm zittert in den alten Händen. Schwiegervaters Blicke irren verwirrt umher. Dann stürzt er sich auf Elias. Mit bebender meckriger Stimme sagte der alte Mann: „Was ist das eigentlich? — das hier?... Elias bekommt Stielaugen. Das Blut schießt ihm ins Gesicht. Aller Blicke durchbohren ihn. Die Nächstsitzenden treten hinter seinen Stuhl. Lesen das ominöse Telegramm. „Du sollst an Deinem Ehrentage keinen Gruß von mir vermissen — Du Schuft und Verführer — Tulle nebst Deinem Kinde."

Die ganze Gesellschaft ist in Aufruhr. Minna, die Braut, erhebt sich leichenblaß. Sie knallt ihrem Bräutigam eine Ohrfeige. Die Gäste nehmen eine drohende Haltung an.

„Ja — aber.." stammelt Elias.

„Gannef", zischt der älteste Bruder.

„Halunke! Lump! Niederträchtiger Schurke! Gemeines Individuum! Mistkratze!" So kreischt die Gesellschaft durcheinander.

„Ja — ja — aber — —" stottert Elias. Man läßt ihn einfach nicht zu Worte kommen.

Wieder prasseln allerhand unparlamentarische Ausdrücke auf ihn nieder. Wie eine Königin weist Minna ihm die Tür. „Geh", kreischt sie.

Elias versucht noch einmal, zu Wort zu kommen. Unmöglich. Um ihn ist ein Geschnatter wie im Papageienhaus. Irres Lallen scheint es ihm. Er ahnt nicht die Existenz dieser Tulle — kennt niemanden der so heißt.... Er wird zur Tür hinausgepufft, erwischt noch gerade seine Garderobe im Korridor, rast die Treppen hinunter. Die Tür wird zerschmettert. Minnas Bruder, ein breitgebauter Mann, ist hinter ihm her, erreicht ihn im Hof. Dort bekommt Elias welche auf den Deckel, und — flüchtet — weit weg — bis nach Amerika...

Nach dreißig Jahren also reiste Elias nach Kleinkramsdorf unter Mitnahme seines Autos. In Kleinkramsdorf war alles beim Alten.

Er wollte sich nach dem Verbleiben Minna Högs erkundigen und ging zu diesem Zwecke zu seinem guten, alten Jugendfreund Peter Pihl. Da saß er. Wie verändert! Mein Gott! Fast nicht wiederzuerkennen. Tief versunken in einem alten Lehnstuhl, mit stierem neurasthenischen Blick. Ein Wrack mit verkniffenem Gelbgesicht in Schlafrock und Tüchern. „Was wollen Sie? Sind Sie Agent — oder — wollen Sie Geld leihn? Antworten Sie zum Teufel!" schnarrte Peter Pihl.

„Hallo — alter Junge —" lachte Elias — „well kennst du mich nicht mehr?" Peter Pihl brüllte auf wie ein Tier. Dann richtete er sich in die Höhe, fiel zusammen, starrte Elias lange an, indem er seine Erregung niederkämpfte.

„Mein Gott — dreißig Jahre — setz dich!"

„Ich bin auf einer kleinen Tour im alten Lande, wohne sonst in Amerika!"

„Bist du verheiratet?"

Als Elias mit dem Kopf schüttelte und die Schultern zog, fuhr Peter Pihl boshaft fort: „Natürlich. Du hast es gut gehabt. Bist gereist, hast das Leben genossen. — Dich jung und munter gehalten — du wirst noch dreißig Jahre so leben und noch so aussehn — während ich — sieh mich an! Kannst du sehn, daß ich meiner Auflösung entgegengehe. Ausgemergelt.. Verbraucht! Vergrellt!.."

„Dein Leben hat sich wohl nicht besonders glücklich gestaltet?" — fragte Elias teilnahmsvoll. Peter Pihl brach in ein heulendes Gelächter aus. — —

„Sag mal, was ist eigentlich aus Minna Hög geworden," fragte Elias, „hast du jemals erfahren, welches gemeine Frauenzimmer damals das Telegramm sandte?"

Da erhob sich Peter Pihl und stapfte schwerfällig durch die Stube. Er legte sein Ohr an eine Tür und wandte sich dann mit gedämpfter Stimme an Elias, indem er ihn bei den Händen faßte und mit seinen lichtlosen Augen ansah:

„Ich sandte das Telegramm — du Dussel!"

Elias war starr.

Peter Pihl fuhr fort: „Ich war ja ganz vernarrt in Minna, verstehst du, sie hatte mich abgewiesen, bevor sie dich nahm, einige Zeit nach deiner Abreise heiratete ich sie — ein Schurkenstreich — was he?"

Er lachte wild wie ein Irrsinniger. Dann warf er sich in seinen Lehnstuhl.

„Mach dir keine Gewissensbisse", sagte Elias betulich. Da schrie Peter Pihl: „Tag für Tag — Jahr um Jahr — hat sie mich drangsaliert, kujoniert — diese Hexe, mit ihren sauren Mienen — ihrer Hysterie — ihrem ewigen Zuschmettern der Türen — ihrem bestialischen Lärmen, ihrer Radauschnauze — ich würde lieber die beiden punischen Kriege — das Erdbeben in Japan und sämtliche Grippeepidemien mitmachen, als mit Minna verheiratet zu sein. Ich leide an Verfolgungswahnsinn, und ich träume nachts — träume — ach nein — ich liege nur im Halbschlaf und ... von Gewissensbissen gequält — meinst du — das mag der Teufel wissen — ich habe ja dein Glück geschaffen. Mensch auf meinem Ruin ist es aufgebaut — es gibt nichts Schrecklicheres und Frecheres als eine Frau — das wußte man schon im klassischen Altertum — oooh — wir Narren.."

Mister Elias Smith, Subdirektor in Firma Pindley u. Co., fuhr wie ein Wind durch die engen Straßen von Kleinkramsdorf. Baaat — baaat — —

Die Hühner stieben zur Seite. Die Spionspiegel an den Fenstern klapperten. Vor der Stadt ließ Elias sein Auto halten. Er ging auf die kleine Anhöhe und sah über die roten Dächer. Er war übermütig wie ein Junge, der auf Ferienreise in der Sommerfrische ist. — —

Siehe da — — plötzlich stand er auf einem Bein — — und — brach in ein weitschallendes, wieherndes Gelächter aus, — — das klang wie ein Hahnenschrei. — —

Das Affenerlebnis

Von Peter Scher.

Ein Mann aus Havana, mit dem ich in Neuyork eine Zeitlang im „Astoria“ lunchte, empfand das größte Vergnügen, wenn ich ihm in trüben Stunden den Zutrunk-Ritus unserer Korpsstudenten praktisch demonstrierte. Wenn wir oben in seinem Zimmer waren, pflegte er mit einer lustigen Handbewegung den Vorhang eines Bücherregals zurückzustreifen, worauf sich meinem entzückten Auge der Anblick reihenweise aufgestellter Gallonen mit Whisky, Portwein und Burgunder bot.

Der Kubaner, der ziemlich gut deutsch sprach, denn er hatte jahrelang in Hamburg gelebt, mixte einige leuchtende Sachen; wir nahmen einander gegenüber am Tisch Platz, und ich eröffnete die Lustbarkeit, indem ich meinen Becher, den Arm im steifen Winkel haltend, dem Mund nahebrachte, wozu ich mit schneidiger Stimme den Blick tierisch ernst in seinen Blick gesenkt, losiegte: „Jestatte mit kolossalen Fetzen . . . werte Anverwandte einjeschlossen!“

Worauf er, indessen es in seinem Innern von aufsteigender Heiterkeit brodelte und seine Augen feucht zu zwinkern begannen, mit tiefem Ernst zurückschnarrte: „Ehrt mich kolossal! . . . Werde jebührend zu rühmen wissen!“

Ruck — zuck! waren die Becher leer und mit scharfem Knall auf den Tisch zurückgesetzt.

Worauf die Schatten der Schwermut allmählich wichen und insbesondere über dem Gemüt des Kubaners die Sonne der Anti-Prohibition aufging.

Manchmal, wenn die Neuyorker Nebel zu schwer auf unsere Hirne gedrückt hatten, bedurfte es jedoch stärkerer Mittel, um den Geist der Erhebung zu beschwören. Wir rempelten uns im Verlauf der Sitzung burschenhaft an, ein Wort gab das andere, Beleidigungen flogen hin und her, und den Abschluß bildete gewöhnlich die Forderung: „Darf ich aufs Closeh bitten!?“

Diesem Höhepunkt vermochten auch die schwärzesten Trübsalsanwandlungen nicht standzuhalten. Der Mann aus Kuba strömte von Lachtränen über und schwor mir, daß er alles daransetzen werde, derartige Bräuche in seiner Heimat einzuführen.

Aber eines Tages war er verschwunden, und ich mußte nun in meinen trüben Stunden zusehen, meinen Bedarf an deutscher Burschenromantik anderweitig zu decken.

Einige Wochen vergingen, da erhielt ich aus Havanna Nachricht. Er hatte in einer dringlichen geschäftlichen Angelegenheit so plötzlich abreisen müssen, daß er sich nicht einmal verabschieden konnte. Nun lud er mich mit der herzlichen Dringlichkeit, die diesen Halbwilden eigen ist, auf seine Kaffeeplantage nach Kuba ein und versprach mir die denkwürdigsten Abenteuer. Ich hatte inzwischen Neuyork so satt, daß mich die Aussicht nach dem Süden entzückte. Aber da mir gerade in einer verbotenen „Rum“-Schenke am East River das Scheckbuch mit meinem ganzen Vermögen aus der Tasche herausgeschnitten worden war, konnte mir die Begeisterung für die Antillen allein wenig nützen. 10 Dollar, die ich in der Westentasche isoliert hatte, waren mein ganzes Vermögen. Immerhin telegrahierte ich dem Kubaner meinen Unfall. Damit dachte ich nicht mehr an die Sache; denn ich hatte tagelang genug zu tun, Bürgen aufzutreiben, damit ich das Scheckbuch sperren lassen konnte.

Mitten in diese anregende Tätigkeit hinein kam eine telegraphische Geldanweisung aus Kuba mit dem Befehl: Sofort abreisen!

Es war eine abenteuerliche Zeit — aber Such is life, wie wir Globetrotter sagen. Ich raste einen Tag lang von einem Ende Manhattans zum andern, trieb endlich einen Bürgen auf; das Scheckbuch wurde gesperrt, und ein Advokat übernahm es, die Sache weiter zu verfolgen.

Dann reiste ich ab.

Aber es ist hier nicht der Platz, eine Reisebeschreibung anzubringen. Alle Leute machen Reisebeschreibungen. Ich meinerseits brenne darauf, zum Ziel meiner Geschichte zu kommen, die eine Huldigung an kerniges Burschenwesen bedeutet.

Kuba ist schön und unterhaltsam.

Als ich, noch etwas geblendet und mit gut gespielter Naivität — wie Conrad Veidt in Hollywood — die Wunder des Südens beglotzend, jenem sonderbaren Schwärmer in die Arme sank, schrie der Wilde freudig strampelnd: „Sie werden sich wie zu Hause fühlen!“

Der schwarze Diener neben dem schwarzen Chauffeur funkelte Heiterkeit mit hundert blanken Zähnen.

Fort jagte das Auto.

Unter Palmen kehrten wir ein — Palmen, nichts als Palmen! Ich wollte schon bemerken, daß ich mir den Süden nicht ganz so kitschig vorgestellt hätte, aber mein Gastgeber war so offenkundig im Begriff, mir eine Ueberraschung zu bieten; er zappelte so selig erfüllt vom Bewußtsein eines Geheimnisses, daß ich von seiner Aufregung angestellt wurde — zumal ich gerade ein sehr schönes halbfarbiges Mädchen mit ff. Thumannschen Märchenaugen blitzschnell in einer Tür auftauchen und verschwinden sah.

Aber damit hat es wieder eine andere Bewandtnis, und wir wollen in dieser Geschichte nicht darauf zurückkommen.

Die Hazienda war entzückend eingerichtet. Ich wusch mich in meinem Zimmer, wobei der Hausherr meist an meiner Seite blieb und mich wie ein nervöser Derwisch umtanzte. Nur ab und zu huschte er einmal hinaus und kam jedesmal ungeduldiger zurück.

Endlich war ich in Ordnung. Wir tranken einige eisgekühlte Grapefruit-Cocktails, wobei der Schurke sich den Anschein gab, als ob er mit Rücksicht auf die Schwarzen strenge Prohibition einhalte — dann konnte er sich nicht mehr beherrschen; er mußte mir nun unverzüglich den Clou seiner Veranstaltung vorführen; er war ein richtiges Kind.

Also los!

Es ging durch eine ganze Flucht von Räumen, in denen überall die Ventilatoren sausten — so glühend heiß war es.

Plötzlich blieb er stehen und sah mich an, wie eine deutsche Mutter am Weihnachtsabend im Augenblicke der Bescherung ihr Kind ansieht.

Was war das?

Ich horchte auf, und er beobachtete mit unsäglichem Entzücken, daß ich ein überaus dummes Gesicht machte.

Aus dem Raum, vor dessen Tür wir standen, erschallte ein deutlich schnarrendes: „Jestatte mir — kolossal!“

„Mensch!“ rief ich und faßte ihn an die Schulter. Da hörte ich das dumpfe, einen Lachsturm einleitende Brummeln und Kochen, das ich von Neuyork her so gut an ihm kannte. Er riß die Tür auf, und ich sah folgende Szene:

In einem Ring oberhalb des Tisches wiegte sich ein grüner Kakadu, der eben wieder mit erstaunlicher Verve die Worte: „Jestatte mir — kolossal!“ schmetterte, und ihm gegenüber in einem Stuhl saß mit vorschriftsmäßiger rechtwinkliger Armhaltung überaus korrekt einen Becher zum Mund führend, ein stattlicher Schimpanse.

Jedesmal, wenn der Kakadu „Jestatte mir!“ krächzte setzte der Schimpanse den Becher an, trank würdevoll in strammer Haltung ex und setzte den Becher laut knallend wieder ab.

Ich explodierte auf der Stelle. Es warf mich zu Boden neben meinen Gastgeber hin, der vor Entzücken wie ein Maultier wieherte.

Es war ein schönes Erlebnis, und ich möchte es aus meiner talenreichen Laufbahn nicht ausgestrichen wissen.

Ismael ben Nafi und der Waran

Der Waran ist eine große, sandgelbe Wüsteneidechse, die man in der algerischen Sahara nicht selten in einer Länge von mehr als einem Meter antrifft. Das bösartige Reptil wird von den Eingeborenen und Fremden wegen seines scharfen Gebisses sehr gefürchtet; es geht, sobald ihm Menschen in die Nähe kommen, blitzschnell zum Angriff über, so daß nur Abwehr mit einem derben Knüppel oder Flucht übrig bleiben. Die häßlichen Tiere werden auch von Gauklern zu Produktionen abgerichtet und, ausgestopft, als kuriose Reiseerinnerungen verkauft.

Soviel über den Waran.

Ismael ben Nafi ist ein strenggläubiger Araber und der größte aller Gauner der Oasenstadt Biskra. Sein Hauptberuf ist Betteln; nebenbei lauert er vor dem Royal-Hotel auf Fremde, führt sie bei Tag auf den Markt und nach Alt-Biskra, in der Nacht in die Rue-Lapeyrouse und in die kleinen Tanzcafes der Ouled-Nails. Außerdem handelt er mit alten Tuaregwaffen und römischen Münzen und fängt im Sommer, wenn die Fremden ausbleiben, in den Salzsteppen Hornvipern und Warane für die Gaukler. —

Jetzt sitzt Ismael am Wege, der vom Jardin-Landon gegen das Oasendorf M'Cid führt und von den Fremden häufig benützt wird. Er sitzt verschlafen in der heißen Sonne neben dem kleinen Karren, auf dem er seine schmutzigen Pfeile und Bogen ausgebreitet hat.

Solange die Bauern mit ihren Gemüsekörben oder die Rudel nackter Kinder vorbeikommen, rührt sich Ismael nicht.

Da biegt eine Schar Engländer von der Straße ein.

Ismael springt auf und beginnt zu schreien, sobald die Gesellschaft auf dreißig Schritte nahe ist. Er brüllt französische, englische, deutsche Brocken, versperrt schreiend den Weg, hält den Herren die Pfeile vor die Sonnenbrillen, läuft bettelnd und schreiend mit — plötzlich ein entsetztes Kirren, eine rotblonde Lady springt jäh zurück, mit ihr die ganze Gesellschaft; die Damen zetern, die Herren halten die Sonnenschirme zur Abwehr:

Ein riesiger Waran ist halb aus dem Gebüsch geschossen — die braune Zunge rollt unablässig, die tückischen Augen starren — er will wieder zum Angriff übergehen — — da springt Ismael schreiend dazwischen, ein paar Schläge mit dem Stock gegen das Reptil, und es verschwindet im Dickicht.

Die Lady ist einer Ohnmacht nahe. Die entsetzten Damen zittern, die Herren greifen in die Taschen — Ismael hält beide Hände offen, beteuert, daß er sein Leben riskiert habe und daß es rings von Waranen wimmele — er muß die Gesellschaft mit seinem Knüppel bis zur Straße zurückbegleiten, bettelt unverschämt weiter, erpreßt noch drei Franken, preist, während die Engländer einen Wagen besteigen, mit hochgehobenen Armen Allah, rennt mit dem Wagen und schreit, bis er noch ein Silberstück erhält.

Dann verschnauft er, läßt das Geld in seinem schmutzigen Burnus verschwinden. Geht zurück, pfeift leise.

Ein Junge kriecht aus dem Dickicht, zieht den widerspenstigen Waran, um dessen Schwanzspitze ein Strick gebunden ist, nach. Ismael wehrt das gereizte Tier mit dem Stock ab, stülpt ihm schnell einen Sack über den Kopf, schiebt es in einen zweiten Sack, Vater und Sohn heben die wild schlagende Eidechse auf den Karren, werfen ein Tuch über, ziehen ab. — — — —

Ismael fischt während der Saison jeden Tag an einem anderen Platze. Das Geschäft ist nicht leicht, obwohl der Waran keine Zähne mehr hat. Manchmal wartet Ismael tagelang vergebens immer in Furcht vor der Polizei — er ist in der vergangenen Saison vier Wochen wegen einer solchen verunglückten „Rettung“ im Arrest gesessen.

Und Ismael ben Nafi fürchtet den Arrest von Biskra: Es gibt dort keinen Alkohol, aber dafür bohnengroße, blutdürstige Wanzen. Volkmar Iro.

Walters seltsamer Gefängnisbesuch.

Vor zwei Jahren saß Walter hinter hohen roten Mauern und schweren eisernen Gittern! Im Gefängnis! 17 Jahre alt.

Sein Vater blieb im Felde! Walter, ein bescheidener, stiller Junge. Wehmut und Kümmernis in Blick und Haltung. Sein Irrgang, seine Schuld. Im Hause der Schmerzen stand er in freudloser Arbeit mit Herbert am gleichen Arbeitstisch. Ein schmächtiger Knabe von 16 Jahren. Der Krieg nahm ihm den Vater; die Mutter hatte er nicht kennengelernt. Niemand wollte ihn! Aus dem Militärwaisenhaus ging sein Weg über die Straße in die — Fürsorge-Erziehungsanstalt — auf die Straße! Wo Hunger und Obdachlosigkeit ihn angrinsten! Gefängnis! Niemand erschloß sich ihm! Niemand erschloß er sich! Offen und frisch lachte er die Welt an! Die wußte nicht viel von Jugendpsychologie. Sie nannte ihn einen dreisten Schlingel!

Walter wurde sein Freund! Zwei Menschen der Not! Sie „kindschen“ wohl gelegentlich, planen aber sonst ernste Sachen. Herbert singt sich als Hirtenknabe zu Weihnachten in Walters Herz. So rein möchte der ihn immer sehen! Ernst und vernünftig schreibt er ihm aus der Freiheit in die Gefangenschaft von Lehre und lernen: „Lebe, strebe Du, ringend ohne Ermatten, dürstend ohne Ersatten, neuem Leben zu!“

Von der Straßenbahn aus sah ich Walter früh und spät, eilenden Schrittes im rußigen Arbeitskleid!

Neulich abends komme ich durch eine graue Straße draußen in der großen Stadt.

Der ernste und verträumte Walter kommt mir freudig entgegen und erzählt mir diese seltsame Geschichte:

Aus der Hauptstadt poltert der Nachtzug gen Norden. Kleinstadtbahnhof! Er hält! Menschenleere und Halbdunkel! Aus der unrechten Seite des letzten Wagens huscht ein Bursch hervor, stellt sich hinter einen Zeitungsstand! — Der Zug rattert davon! Der Bursch verläßt den Bahnhof — nicht durch die Sperre! Die Mütze tief ins Gesicht gezogen, vorsichtig und scheu strebt er auf Um- und Gartenwegen dem großen, roten, burgähnlichen Gebäude vor der Stadt zu! Ueber Hecken, Wiesen und Gräben, an Höfen vorüber geht sein Weg, wo wachsame Hunde lauern! Sorgsam achtet er auf seine Taschen, damit er nichts verliere! Sie bergen Köstlichkeiten für einen Gefangenen!

Einen langen Strick trägt er um Schultern und Leib unter seinem Rocke! Er steht vor hoher Mauer! Er weiß, daß Wachen sie umkreisen! Er weiß, daß die Höfe hinter ihr taghell erleuchtet und durch Mensch und Hund gesichert sind! Aber er kennt deren Weg und deren Gewohnheit!

Aus einem Gartengrundstück holt er eine an einem Apfelbaum lehnende Stange! An ihr befestigt er den Strick. An der Stange will er auf die Mauer gelangen! Am Stricke sich in den Hof hinablassen! Und dann den Weg umgekehrt nehmen! — Er hat sich in seinen Berechnungen getäuscht! — Die Wache steht vor ihm. Er wird abgeführt! Hausfriedensbruch! Versuchte Gefangenenbefreiung!

Doch seltsam, man findet keine Dietriche, keine Schlüssel, keine Feilen, nicht Dolch und Revolver! — In seinen Taschen birgt er — zwei Apfelsinen, eine große Tafel Schokolade, zwei Düten Konfekt, verschiedenes Gebäck, eine Wurst, drei Pack Tabak, Zigaretten, und Streichhölzer, leeres Briefpapier und einen Bleistift! Aengstlich schützt er seine Kostbarkeiten durch seine abwehrenden Hände! Sein Abwehren hilft nichts, er wird visitiert! Schmerzvoll sieht er seine Schätze, die er von kargem Verdienst beschaffte, auf dem Tische der Wache. Morgen!

Der Direktor und seine Mitarbeiter, die Walter schätzte, sehen, wie er vorgeführt wird, die Hintergründe seiner nächtlichen Fahrt! Er wollte Herbert nicht befreien, solch Befreiungsversuch erschien ihm von vornherein aussichtslos! Solche Befreiung wäre ein Weg auf die kalte, fremde verzehrende Straße! Und für beide ein Weg in die Unfreiheit! In die Gefangenschaft geworden!

Er hatte Arbeit! Man sprach gute und liebe Worte zu ihm! Er konnte sich freuen! Die bunten Auslagen der Schaufenster lachten ihn an! Einfach war sein Essen, aber er konnte sich bescheidene Genüsse leisten! Wie sie ein Junge in bunter Abwechselung und einem unglaublichen Durcheinander liebt! Und hinter hohen Mauern saß in enger Zelle am kleinen und ärmlichen Tisch ein junger Mensch! Herbert; Tag für Tag mußte er reizlose Kost nehmen. Sein Brot grau, ohne Aufstrich und Belag! Tag für Tag! Monate und Jahre! Der kleinste, das Leben erfreuende Genuß war ihm entzogen! Er sollte als Feind und Schädiger der Gesellschaft ja gestraft werden! Nicht nur durch den furchtbaren Entzug der Freiheit seines Lebens, sondern in allen, auch den kleinsten und bescheidensten Dingen des Daseins! Die „guten“ Beamten sahen ihn wohl mit Mitleid in seiner körperlichen Kümmernis und großen seelischen Not! Wenn sie es auch gerne getan hätten — als Menschen — sie durften ihm nichts geben! Ihm nichts „zukommen“ lassen! Das wäre wider die Vorschrift! Die Vorschrift. Sie beherrscht das ganze Gefängnis! Nicht nur den Gefangenen! Mehr noch den Menschen! Die Beamten dürfen nur vom Geben, Abgeben und Teilen sprechen und vom Gefangenen für sein Leben in der Gemeinschaft draußen diese einfachste soziale Betätigung fordern! Aber vorleben, hinter Mauern! Nein, das verträgt sich nicht mit der strengen Dienstvorschrift in dieser seltsamen Welt, wo Wort und Handlung nicht zum lebensvollen Zusammenklang werden, nicht werden dürfen. Und darum nicht werden können! Und die kein Familienverhältnis aufkommen läßt. Man hat es ja mit Verbrechern zu tun! Mit jugendlichen Verbrechern, und die sind besonders schlimm! — Das sagten kluge Leute 1925 und sagen es vielleicht noch heute!

Die Beamten betonen immer ihr gutes Herz! Aber war das nicht leicht! Wo blieb der Beweis?

Und Herbert erhielt nicht einmal einen Brief aus der anderen Welt! Er war ja allen ein Aergernis und im Wege!

Sollte er auch an seinem Freunde Walter verzweifeln? Hatten sie sich nicht Treue um Treue zugeschworen! — Auch das war mit Worten leicht!

Nein, nicht Worte, Taten sollten es beweisen! Und wie gläubig würde Herbert zum Leben, zu seiner Zukunft stehen, wenn er Treue erfuhr! Das sollte er! Und Walter hatte nichts schlechtes vor! Huh, wie gräßlich sah ihn die Welt an! „Solche Frechheit“ war „noch nie dagewesen“! Einem „schlechten Kerl“ bei Nacht und Nebel durch Einstieg in das Gefängnis Schokolade und Zigaretten zu bringen! Unerhört, solche Verkommenheit der Jugend! Und doch gab Walter das Vertrauen in die Treue von Menschen!

Diese seltsame Geschichte erzählte mir Walter in der grauen Straße, weit draußen, in der großen Stadt! [illegible] Blickes! Mit vielen Unterbrechungen! Schmerz in Ausdruck und Haltung!

„War die Tat gemein?

Bin ich ein schlechter Mensch?“
